



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Kleinkinderschule

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf der Hand, da er alles Regieren und Dirigiren von der Kinderstube oder dem Konservatorium bis zum Kaiserthron unmöglich machen und die Welt zuletzt in einen weinenden Pöbel auflösen würde, worin nur doch wieder keiner wüßte, wie er dem „ändern“ helfen solle, und schwerlich jemand Zeit behielte, zu philosophiren oder Flöte zu blasen, wie er!

(Schluß folgt)



Die Kleinkinderschule



Als Ankündigungssignal ertönte, wir fuhren in B. ein. Mit Paketen beladen, drängten wir uns auf dem Bahnsteig durch die Menge. Wir wurden von einem großen, starken Herrn mit nicht gerade vornehmer Haltung begrüßt. „Guten Abend, Frau Vorsteherin,“ rief er uns entgegen. Meine Begleiterin, Frau Vorsteherin von L., unsre „Mutter,“ wie wir sie nannten, streckte dem Herrn die Hand entgegen. „Sie haben doch einen Gepäckschein?“ Mit dieser Frage wandte er sich an mich, nahm den Schein in Empfang und überreichte ihn einem Dienstmann, indem er diesem einen Auftrag gab. Dann war ich für ihn nicht weiter vorhanden.

Wir schritten gemeinsam der Stadt zu, Kommerzienrat Hahn erklärte der „Mutter“ dies und das, was ihm bemerkenswert schien. Mir war alles ziemlich gleichgiltig. Müde von der Reise, heißes Trennungsweh im Herzen, hatte mich dieser höchst seltsame Empfang noch unzugänglicher gemacht.

Der Kommerzienrat führte uns in sein Haus, dort sollten wir zu Abend essen. Er war der Vorsitzende des Komitees, das die Kleinkinderschule in B., die ich von nun an leiten sollte, ins Leben gerufen hatte; daher hatte man ihm überlassen, uns in Empfang zu nehmen.

In dem sehr einfach ausgestatteten Wohnzimmer befand sich Frau Kommerzienrat Hahn nebst ihrer dreizehnjährigen Tochter Grita. Es erfolgte nun eine kurze Vorstellung, dann die Einladung zum Abendbrot, und in wenigen Minuten saßen wir alle um den einfach hergerichteten Theetisch. Zwischen der „Mutter“ und dem Kommerzienrat entspann sich ein lebhaftes Gespräch; da ich mich aber fremd, sehr fremd fühlte, nahm ich nicht daran teil, folgte ihm auch nicht, sondern betrachtete prüfend das Hahnsche Ehepaar.

Wie ungleich sie äußerlich waren! Die große kräftige Gestalt des Kommerzienrats trug einen runden, dicht mit braunem Haar bedeckten Kopf, seine braunen Augen blickten lebhaft und klug, ein bewegtes Mienenspiel belebte seine Rede, doch störten ein stark ironischer Zug um den Mund, sein breites, schallendes Organ und ein starker Zug von Selbstbewußtsein den guten Eindruck. Wie klein und winzig

dagegen die in Sammet gekleidete Frauengestalt, wie leise, fast hingehaucht ihre Rede, wie freundlich lächelnd der Mund, aber wie kalt die großen, grauen Augen! Sanfte, gute Menschen blicken nicht so kalt, also sanft war sie nicht, nur leise.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft geworden; die „Mutter“ schien gar nicht müde. Der Kommerzienrat schilderte, wie viel Sorge und Mühe er gehabt habe, die Kleinkinderschule ins Leben zu rufen. B. sei ein Ort von 5000 Einwohnern, doch sei wenig humaner Sinn, wenig Verständnis für Missionszwecke vorhanden, aber er habe die ersten Kreise zu interessieren gesucht, die dann auch willig nach Kräften die Mittel gewährt hätten. Außerdem sei eine Sammlung in der Bürgerschaft schließlich auch noch reichlich ausgefallen. Er sprach gut. Mein Interesse erwachte, da es sich um mein künftiges Arbeitsfeld handelte. Dennoch war ich sehr zufrieden, als wir endlich aufbrachen, um die Schule aufzusuchen. Das einstöckige, längliche Gebäude lag nur zwei Minuten von der Wohnung des Kommerzienrats. Zur rechten Hand befand sich die Klasse, ihr gegenüber das Wohnzimmer. Es brannte eine Lampe darin, als wir eintraten, der Kommerzienrat und Grita hatten uns begleitet. Wie suchend sah ich einen Augenblick umher. Doch was suchte ich eigentlich? Wer sollte mich hier willkommen heißen? Wer mir ein Blümchen als Gruß spenden? Das war vorüber! Fremd, bis ans Herz fremd mutete mich alles an. Ich atmete erleichtert auf, als sich der Kommerzienrat und Grita verabschiedeten, nachdem sie noch rühmend anerkannt hatten, wie schön alles für die Lehrerin eingerichtet worden sei. Die „Mutter“ begleitete Hahn, sie sollte dort bleiben; und so war ich denn allein in meiner nummehrigen Heimat.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Kommerzienrats gingen regelmäßig zur Kirche, denn sie gehörten der konservativen Richtung an, zu der sich auch die adlichen Familien in B. und Umgebung hielten. Heute sollte noch besonders von der Kanzel herab der Beginn der Schule bekannt gemacht und zu fleißigem Besuch eingeladen werden. Ich wurde auch wieder in das Hahnsche Haus beordert. Frau Hahn beauftragte Grita, mich vor ihnen zur Kirche zu führen, aber ihr Gatte wollte es anders. „Heute gehen wir alle zusammen,“ sagte er. Warum das wohl Frau Hahn so beharrlich zu vermeiden suchte? Als es zum Gottesdienst läutete und wir alle bereit standen, erklärte sie, noch Besorgungen zu haben, und bat uns, voranzugehen. Sie kam dann allein, als der Gesang längst begonnen hatte. Langsamem Schrittes, den Kopf etwas erhoben, mit dem Lächeln vom Abend vorher, die Augen stolz über die Gemeinde schweifend, so nahte sie uns. Wenn der Hochmut verkörpert werden könnte, dann müßte er ihrem Bilde gleichen. Wie peinlich es mir war, im Stuhle des Kommerzienrates sitzen zu müssen! Peinlicher konnte es der kleinen Frau nicht sein, die der „Mutter“ wegen sich diesmal meine unliebsame Nähe gefallen lassen mußte. Doch die Leute von B. sollten von vornherein die Schranke sehen, die sie und mich trennte, daher vermied sie, in meiner Gesellschaft das Gotteshaus zu betreten und zu verlassen, denn sie ging vor uns nach Hause.

Von der Predigt hörte ich nicht viel, ich war zu unruhig. Wie durch einen Nebel sah ich die hohe, blasser, ernste Gestalt des Geistlichen, und seine Worte erklangen mir wie im Traume. Mich erfüllte ein plötzliches Bangen vor der Zukunft. Es stand etwas Unüberwindliches zwischen Kommerzienrats und mir.

Die „Mutter“ reiste nach einem einfachen Frühstück, das wir gemeinschaftlich im Hahnschen Hause einnahmen, ab. Ich begleitete sie zur Bahn. Sie sprach rühmend von dem begabten, freundlichen Mann und der kleinen, sanften Frau, die mir in allen Dingen zur Seite stehen würde, und fand mich gut aufgehoben. Ich

hatte andres gefunden und freute mich wenig auf den guten Rat der Frau Hahn. Ich schwieg, doch im Innern sah es sehr übel aus, als sie davonfuhr.

Am Nachmittag klärte mich Frau Kommerzienrat über die Verhältnisse in B. auf, besonders die in der arbeitenden Klasse. B. habe einen ausgedehnten Arbeiterstand, in dem viele Laster um sich gegriffen hätten, besonders die Trunksucht. Dazu seien die Leute roh, undankbar und unzugänglich. Es sei also ein rechtes Arbeitsfeld für eine Lehrerin der Kleinsten gegeben. Sie bemühe sich seit Jahren, die Leute nach Kräften zu erziehen, könne aber leider nicht selbst in die Häuser gehen und freue sich, nun in mir fortan eine Hilfe für ihre Bestrebungen zu haben. Frau Hahn forderte mich auf, wenn ich des Rates und der Hilfe bedürfte, mich stets an sie zu wenden, da sie die Leute genau kenne und am ersten Auskunft geben könne. Schließlich trug sie mir auf, den verschiedenen Familien des Frauenvereins Besuche zu machen, da der Frauenverein sehr thätig und aufopfernd bei der Einrichtung meines Wohnzimmers, wie auch der Klasse gewesen sei. Sie riet mir, das Danken nicht zu vergessen.

Als ich in meinem Stübchen saß, ließ ich das Gehörte an meiner Seele vorüberziehen. Es war so manches dabei, das mir zu denken gab. Frau Hahn sprach von den Armen immer nur wie von einer besondern Menschenklasse oder einem besondern Menschenschlag; das gab eine tiefe Kluft zwischen ihr und ihnen. Kein Hauch des Erbarmens war mir aus ihren Worten entgegengeschlagen. Dann gab sie zu, daß sie nie selbst die Arbeiterhäuser aufsuche, und doch wollte sie sie kennen! Mir schien, sie kannte sie nicht und liebte sie auch nicht, eben weil sie sie nicht kannte. Aber warum widmete sie dann ihre Zeit den Notleidenden? Ich fand auf diese Frage keine Antwort.

Die Schule nahm ihren Anfang, doch befremdete es mich, wie spärlich die Kinder gemeldet wurden. Die meisten Mütter arbeiteten doch außer dem Hause und mußten, meiner Ansicht nach, froh sein, ihre Kinder für ein geringes Geld der Obhut der Schule anvertrauen zu können. Ich war schon mehrere Wochen im Orte, und kaum war die halbe Klasse gefüllt. Diese mangelhafte Thätigkeit befriedigte mich nicht. Befremdet fragte ich eine der Mütter nach der Ursache dieser Teilnahmslosigkeit. Nach minutenlangem Zögern entgegnete die Frau: „Das kommt daher, weil Kommerzienrats die Schule haben; die hat keiner gern, und die armen Leute mögen auch nichts mit ihnen zu thun haben.“ Aber weshalb denn nicht? fragte ich verwundert. „Frau Hahn hat nie ein freundliches Wort für die Leute, sie tritt allen so stolz gegenüber und immer findet sie etwas zu schelten, das läßt sich keines gern gefallen.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Die Leute dachten erst, Sie wären auch so, Fräulein, und darum wollte keiner ran mit der Schule, aber jetzt heißt es, Sie wären für die Armen bedacht, und nun wollen sie alle die Kinder bringen.“ Es ist doch nicht recht von den Leuten, so von Kommerzienrats zu denken, da sie ja für die Armen sorgen, entgegnete ich ernst. Die Angeredete machte mir eine lebhafte Bewegung, näher zu kommen. „Frau Kommerzienrat ist die Erste im Frauenverein, und da muß sie ja schon so thun, als ob sie sorgte,“ sagte sie bitter erregt. „Doch glauben Sie mir, kosten darf die Sache nicht viel, dazu ist sie zu geizig. Sie giebt, aber es ist auch darnach, und wenn davon ein Kranter bestehen sollte, so würde er nicht weit kommen. Nun haben sie allerdings die Schule eingerichtet, aber warum? Nur um sich einen Namen zu machen, von ihnen kommt dazu das wenigste Geld. Sie beschenken zu Weihnachten auch den armen Kindern, doch die es bedürftig sind, die kriegen nichts. Da wird alles darnach verteilt, wie die Meiern Bescheid bringt, und die wendet

es ihren Günstlingen zu.“ Wer ist denn die Meiern? fragte ich. „Die Wäschfrau der Kommerzienrätin. »Die Post« wird sie in der ganzen Stadt genannt, weil sie alles, was in der Stadt passiert, Kommerzienrats zutragen muß.“ Es war mir, als säße mir plötzlich was in der Kehle. Glauben Sie das nicht, Frau Werker, sagte ich, denken Sie daran, daß Sie Kommerzienrats Dank schuldig sind! Damit entließ ich die Frau.

Sie hatte Recht gehabt mit ihrer Vorhersage. Die Klasse füllte sich zusehends, und mit ganzer Seele widmete ich mich nun meiner Arbeit. Es gab so viel abzustellen in dem Wesen der Kleinen, so viel zu ermahnen und zu rügen, aber auch so unendlich viel — zu lieben. Das Herz wurde mir weit bei dem Anblick dieser Menge mehr oder minder verwahrloster Kinder, und unermüdlich war ich bestrebt, sie wenigstens in die äußere Schulordnung einzufügen.

Es mangelte noch manches an der Klasseneinrichtung, und da ich an Hahns gewiesen war, führten mich solche Bedürfnisse öfter in ihr Haus. Der Kommerzienrat begegnete mir immer gleich gravitatisch, laut und erhaben. Aber sein lebhafter Geist half mir über manche unangenehm berührende Äußerlichkeit hinweg, und ich nahm gern jede Gelegenheit wahr, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er hatte vielseitige Interessen: Politik, Litteratur, Kunst und Wissen, das Größte draußen in der Welt, aber auch das Kleinste in der kleinen Stadt kümmerte ihn. Angeregt folgte ich seinen Gesprächen, wenn sie sich auf geistigem Gebiet bewegten; seine von Satire durchtränkten Urteile gaben mir Stoff zum Nachdenken und machten mir manches Dunkle klar. In solchen Augenblicken vergaß ich mich wohl auch etwas, und rückhaltslos drang mein Denken und Meinen über meine Lippen. Wir standen auf gemeinsamem Boden, und diese kurze Zeit war mir immer wert im Hahnschen Hause. Jäh aber rüttelten mich dann oft seine „Neuigkeiten“ aus dieser kurzen frohen Stimmung auf. Er wußte alles, was man im Städtchen von ihm und von mir und von vielen Andern dachte oder sprach, und war der übelberatenen Bürgerschaft gegenüber in steter Kampfbereitschaft. Ich verhielt mich solchen Mitteilungen gegenüber schweigsam, es war mir ganz unbegreiflich, wie er förmlich Jagd auf diese Neuigkeiten machte. Er war bald in dem, bald in jenem Lokal, bald in der, bald in jener Straße, suchte mit Vorliebe Familien auf, die ihn auf dem Laufenden erhielten, und ging dann vollgeladen und erbittert nach Hause. Wie schrumpfte der große Mann in meinen Augen zusammen!

Frau Hahn dagegen blieb immer gleich leise und gebrechlich. Wir entfernten uns nie von dem einen Thema: die Erziehung der Armen. Ich sage: wir; im Grunde blieb ich aber völlig passiv ihr gegenüber, während sie sich in Auseinandersetzungen über ihre Theorie der Armenerziehung erging. Sie hatte schon Ursache gefunden, mir mit leisen Worten anzudeuten, daß ich meine Arbeit falsch angriffe und recht zu ihr aufschauen müsse. Sie war öfter in der Klasse gewesen und hatte mich einmal dabei überrascht, daß ich einem hübschen Krauskopfe das Gesicht wusch und das Haar kämte. Ihre kalten Augen wurden bei diesem Anblicke noch kälter. „Solche Dinge darf man den Leuten nicht abnehmen,“ sagte sie mit ihrem gewöhnlichen Lächeln. „Sie müssen das schmutzige Kind öffentlich in der Klasse beschämen und dann nach Hause schicken, das erzieht die Leute.“ Ich sah, daß sie von den Grundsätzen einer Kleinkinderschule keine Ahnung hatte, wir waren ja angewiesen worden, ohne vieles Reflektiren die schmutzigen Kleinen zu waschen, in der Schule sollten wir erziehen, dieses Werk auf die Mütter auszu dehnen, bestand für uns keine Verpflichtung. Ich erwartete zuerst, daß Frau Hahn bei meinem Verfahren zu der Überzeugung kommen sollte, daß ich nach den Grundsätzen der Mutter=

anstalt handelte, und sie das achten, nötigenfalls auch ihre Ansicht der Ansicht des Seminars unterordnen würde. Aber weit gefehlt. Sie wurde nicht müde, alles und jedes anzuordnen und zu leiten, und brachte mich dadurch in die Lage, ihr in hundert Fällen entgegenhandeln zu müssen. Ja sie trieb mich schließlich dazu, sie für eine unverständige, anmaßende Person zu halten und mich ihren endlosen Däumereien immer mehr zu entziehen. Wunderbar war es, daß ihre Vorwürfe stets in einem Punkte gipfelten: meiner „Weichlichkeit“ gegen die Armen.

Ich ging indes unerschütterlich weiter auf dem betretenen Wege. Um besser auf die Kleinen einwirken zu können, schien es mir nötig, ihre häuslichen Verhältnisse kennen zu lernen. Manche Übelstände gelang es mir, trotz aller Ermahnungen, nicht abzustellen. Der größte Teil der Kinder erfüllte die Forderung, ordentlich und reinlich zur Schule zu kommen; doch gab es manche und zwar immer dieselben, die stets irgend etwas zerseht oder unsauber hatten. Diesen galten meine nunmehrigen Entdeckungsreisen.

Ich begann damit, das überfüllte Armenhaus aufzusuchen, denn von dort stammte eine ziemliche Zahl der kleinen Pfleglinge. Eine Treppe hoch in einem Kämmerchen wohnte die kleine Hulda mit ihrer Großmutter. Ich fand die alte Frau im Bett mit großer Atemnot kämpfend. Vor ihr auf dem Deckbette lag ein Stück trocknes Brot, eine Tasse Kaffee hielt sie in der zitternden Hand. Das fünfjährige Kind war ihre einzige Hilfe. Wer sorgt denn für Ihre Pflege? fragte ich. Sie zeigte auf das Kind. „Die kocht Kaffee, holt alles heran, was wir brauchen, und das Mittagbrot bekommen wir aus dem Frauenverein. Wenn sonst was zu thun ist, macht es die Webern nebenan, Fräulein; aber nicht umsonst! Solange ich einen Pfennig vom Armengelde habe, muß ich ihn mit ihr teilen.“ Das Asthma erschwerte ihr das Sprechen. Nach einer Ruhepause fuhr sie fort: „Banken Sie nicht, liebes Fräulein, wenn Huldas Anzug nicht immer ganz gut ist; ich kann die Nadel nicht mehr halten, so schwach bin ich, und die Sachen flicken zu lassen, fehlt es mir an Geld.“ Ich mußte darauf den einzigen Schrank, der sich in dem kleinen Raume befand, aufschließen, um mich zu überzeugen, wie sehr sie auf Ordnung bedacht sei, heute noch, obwohl sie schon lange nicht mehr aus dem Bette könnte. Da lagen reine, gute Hemden für sie und Hulda, ihr und Huldas tadelloser Sonntagsanzug, den sie in Nacht nehmen mußten; auch Bettwäsche und Handtücher fehlten nicht. Ich sprach ihr meine Freude aus, versprach, mich öfter nach ihr umzusehen, und nahm mir vor, selbst Hand an Huldas Wochenzeug zu legen. Das war nun eine der Familien, die mir Frau Hahn als Muster der Verworfenheit hingestellt hatte, laut Auskunft der „Frau Meier.“

Ich ging die Treppe wieder hinab. Ein Gejohl und Gekreis scholl mir aus dem zunächst der Treppe gelegenen Zimmer entgegen, als würde drinnen Räuber oder Krieg gespielt. Bei meinem Eintreten stoben ein halbes Duzend Buben nach allen Richtungen aus einander. Nur einer, der älteste, ein Knabe von elf Jahren, trat mir zerraut und verlegen lächelnd entgegen. Wo ist eure Mutter, Jungs? fragte ich. „Waschen,“ erwiderte prompt der Große. Waren hier nicht auch deine Brüder? Mir war, als hätte ich Ernst und Moritz gesehen, fragte ich weiter. Ein unterdrücktes Gelächter drang unter dem Bett hervor, und richtig zog ich die beiden Gewünschten ans Tageslicht. Ernst, die Knöpfe von den Hosen gerissen, stand mit dem herabhängenden Hosenhinterteil wie ein Modell zu einem Bilde von Pletsch da; Moritzens Jacke zeigte zwei lange Fäden. Seht ihr, das kommt von euerm Toben! rief ich mit strenger Stimme, während ich innerlich lachte über die freischen, übermütigen Jungen, die, eingeschüchtert durch mein hartes Wort, schuld-

bewußt die Köpfe senkten. Hier ist immer noch das Loch in der Jacke, Moritz, fuhr ich fort. Schon vor drei Tagen habe ich dir's gezeigt, warum läßt du es Muttern nicht flicken? „Solange Vater tot ist, ist Mutter alle Tage auf Arbeit, und wenn sie spät nach Hause kommt, ist sie so müde, daß ihr die Augen beim Flicken zufallen,“ erwiderte der Große. Du müßtest helfen, sagte ich ernst. Ich hab's auch schon versucht, die Strümpfe zu stopfen, aber ich bringe es noch immer nicht fertig, und dann wird Mutter ärgerlich und — er schwieg und senkte die Augen. Nun, und? forschte ich. „Sie haut ihm das Stopfzeug um die Ohren!“ rief Moritz jubelnd dazwischen in Erinnerung an die mütterliche Methode. Allmählich waren auch die noch fehlenden drei Buben herzugetreten, und ganz hingegenommen von dem fesselnden Thema sprang einer in die Ecke des Zimmers, durchwühlte einen dort stehenden Korb und zog endlich ein angefangenes Stopfzeug hervor. „Das hat Wilhelm gestopft!“ frohlockte er, den Strumpf wie eine Fahne schwenkend. Ich betrachtete kritisch das übel behandelte Loch; die Erstlingswerke des Großen waren allerdings nicht vielversprechend, und ich begriff den Zorn der müden Frau bei der geringen Anstelligkeit ihres Großen zu solchen Hilfsleistungen. Gieb nur den Mut nicht auf, Wilhelm, sagte ich tröstend, Übung macht den Meister. Da ihr keine Schwester habt, ist es durchaus nötig, daß du hilfst. Auch hier war mir jetzt klar, warum bei Ernst und Moritz nicht immer alles in Ordnung war.

Doch nicht in allen Fällen gab es so triftige Entschuldigungsgründe für augenfällige Unordnungen. Ich kam in ein Haus, das mir täglich zwei kleine Mädchen sandte, die sich durch äußere Lieberlichkeit auszeichneten, die mir aber eine außerordentliche Unhänglichkeit bewiesen, und deren Betragen in der Schule nichts zu wünschen ließ. Die Mutter, eine gesunde, starke Frau, saß am Tische. Es war um die Vesperzeit. Vor ihr stand ein großer eiserner Topf mit Kaffee, dazu eine unsaubere Obertasse ohne Henkel. Neben diesem Kaffeegeschirr standen einträchtig die gebrauchten Teller, Löffel und Schüsseln vom Mittagessen her. Große Haufen von Kartoffelschalen und Heringsgräten erhöhten das Widerliche des Eindrucks. Die Frau sah in ihrem Anzuge eben so verwahrloft aus wie ihre kleinen Mädchen. Die übrige Zimmereinrichtung bildete einen würdigen Rahmen zu dem lieblichen Bilde am Tische. Das rohe Gesicht der Frau blieb äußerst gleichmütig bei meinem Eintritte. Erst nachdem sie die angetrunkene Tasse ruhig geleert hatte, erhob sie sich schwerfällig, um mich zu begrüßen.

Ich fragte nach den Kindern, und ob sie sich nicht freue, daß sie so gern die Schule besuchten. Sie sah mich von oben herab an. „Freuen? nee, Fräulein, ich behielte sie lieber zu Hause; hier können sie ebenso gut spielen, und dann hat man sie, wenn man sie braucht. Aber das Getute und Geheule, wenn sie hierbleiben sollen! Da sage ich: lauft; aber Geld bezahle ich nicht dafür.“ Sie hatte Recht, das hatte ich längst für die Kleinen, die mir besonders ans Herz gewachsen waren, besorgt. Aber über das unsaubere Aussehen der Kinder kam kein Wort des Tadel's über meine Lippen. Ich wußte, dieser Frau gegenüber hätte ich mir jede Möglichkeit geraubt, die Kleinen wenigstens tagsüber dem mütterlichen Einfluß, der hier kein guter war, zu entziehen.

Ich setzte solche Besuche eifrig fort, so viel es meine Zeit erlaubte, und das Ergebnis war, daß ich immer mehr die Mittel und Wege entdeckte, Übelständen in der Schule abzuhefen. Und noch eine andre Frucht brachten mir diese Gänge: ich fand hier und da und oft in kinderreichen Häusern noch manch ein Altes, das mit ernährt werden mußte und dem oft schmale Bissen blieben. Ich nahm mir vor, die wohlthätig gestimmten Familien darauf aufmerksam zu machen, um sie nicht darben zu lassen.

Das führte mich in einen andern Kreis, als den, in dem ich von Berufs wegen fast ständig lebte. Ich lernte die Beamtenwelt und den Adel von B. kennen. Ich denke mit stillem Glück daran, wie manche Unterstützung den Bedürftigen dadurch zugewendet, ja wie manche Thräne des Dankes und der Freude geweint worden ist. Oft, wenn ich abends im Bette lag, beruhigte es mich, zu wissen, daß der und jener Darbende versorgt worden war. Ebenso aber war es mir von Wert, die Familien des ersten Kreises kennen zu lernen. Man nahm mich überall freundlich auf, bewies mir ein herzliches Interesse, wenigstens schien es mir so. Ich dachte nicht daran, daß jedes Neue in einer kleinen Stadt die Gemüther beschäftigt, so lange es eben neu ist. Mir that es wohl, umso wohler, als ich überall durchfühlte, daß man das Schwere meiner Stellung der Hahn'schen Familie gegenüber begriff. So verschieden auch sonst die Ansichten der Einzelnen waren, in einem Punkte waren sie alle einig: alle sprachen mit Erbitterung von Kommerzianrats. Die meisten jungen Frauen hatte sie genötigt, sich vor der Flut ihrer unerbetenen guten Ratschläge zu retten, denn sie waren nun einmal anderer Meinung und gestanden ihr das Recht der Einmischung in ihre Häuslichkeit nicht zu. Man nannte sie unausftehlich, aufdringlich. Daß Frau Hahn sich infolge dieser Unzugänglichkeit der Frauenwelt zurückzog und im Gefühl einer Märtyrerin auf ihrem hohen Standpunkte verharrte, schmerzte keinen; höchstens witzelte man darüber. Ganz anders beschäftigte der Mann die Gemüther. Es gab in B. keine Familie, die nicht Wundenmale Hahn'scher Grobheit und Hahn'schen Hohnes aufzuweisen hatte, keine, die nicht eine Anzahl taktloser Witze von ihm zu erzählen mußte. Er fühlte sich von Gott berufen, die Mängel seiner Mitmenschen, auch solche, die sie als göttliche Schickung extragen mußten, schonungslos zu geißeln. Und er fand immer Gelegenheit dazu, sei es auf der Straße oder in öffentlichen Lokalen oder in den Gesellschaften. Er warf mit verletzenden Reden um sich, wie ein streitsüchtiger Bube auf ahnungslos vorübergehende Steine wirft. Da konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die wenigen, die ihm gewachsen waren, ihm mit scharfen Stichen vergalt, daß er bisweilen ganz verblüfft stand, und die, die nicht seine Schlagfertigkeit besaßen, ihren Grimm dadurch entluden, daß sie — vor ihm ausspuckten, wenn er in ihre Nähe kam; andre, Arme und Hilfsbedürftige, beugten sich zwar vor seiner Allmacht, aber wo er es nicht sah, ballten sie die Fäuste. Das waren die Mitteilungen, die mir in den Häusern der sogenannten guten Gesellschaft über Hahn wurden. Dem Adel freilich zeigte er seine besten Seiten. Aber seine innerlich durch und durch rohe und ungezügelte Natur konnte er auch dort nicht verleugnen. Man war einfach „starr“ über seine Witze. Schon um deswillen allein hätte man ihm dort die Thür weisen mögen. Aber er war doch anderseits ein reger, begabter Geist, und man übersah das Unangenehme an ihm um dieses Erwünschten willen. So hielt ihn der Adel und trug dazu bei, daß er immer anmaßender und unseidlicher wurde. Den Widerwillen der Gesellschaft, der allerdings immer nur im Geheimen gedieh, den er aber doch ahnte, erwiderte er in vollstem Maße. Er gab mir eine vollständige Schilderung der Familien, die sich nicht unbedingt seiner und der Autorität seiner Frau unterwarfen. Ein Band aber umschlang unzerreißbar diese in sich zerfallene, von Haß und Bitterkeit schwangere Menge, das war das gesellige. Man lud sich gegenseitig zu Dinners und Soupers, trotz alles Hasses und Grolles.

Den Druck des Gemüthes, der durch die immer zunehmende Entfremdung gegen Hahn bei mir entstanden war, suchte ich in immer angestrengterer Arbeit zu vergessen, und wenn er sich dennoch zeigte, mit Willenskraft zu unterdrücken. Ich

glaubte es so abgethan zu haben, und erschrak dann, wie beim Klange eines Liedes oder beim Anhören eines Musikstückes (ich liebe Musik sehr) meine Seele plötzlich von heißem Weh überflutet wurde. Wie hatte mein Herz vor Lust und Fröhlichkeit gebebt in der Arbeit und im Verkehr mit guten, sittlich höhern Menschen in meinem früheren Wirkungskreise! Es lastete etwas auf mir, das fühlte ich auch, wenn man mich vertraulich wegen meiner Beziehungen zum Hahn'schen Hause fragte. Ich glaubte diesen teilnehmenden Worten und fühlte mich in meinem Gewissen beruhigt, wenn man mir an maßgebender Stelle versicherte, man habe es wohl befürchtet, daß sie der Kleinkinderlehrerin das Leben schwer machen würden. Ja, sie machten es mir schwer, davon sollte ich bald eine neue Probe bekommen.

Seit jenen Besuchen in den Arbeiterhäusern ließ ich mir die äußere Ordnung in der Schule immer mehr angelegen sein, und wenn es die arbeitsüberbürdeten Mütter nicht erreichen konnten, daß die Kinder vorschriftsmäßig zur Schule kamen, sorgte ich selbst dafür, daß es besser wurde. Ein großer Sorgenstein waren mir die schmutzigen, sonnenverbrannten Füße, auf die schwerlich je ein Seifenlappen kam. „Wir plumpen drüber!“ antworteten mir die Kinder, wenn ich sie schalt, und „Seife hat Mutter nicht.“ Da war es ein Glück, daß eine ahnende Seele beim Beginn der Schule eine Kiste Seife geschenkt hatte. Wie fleißig machte ich Gebrauch davon! Allerdings wurde der Inhalt dadurch nicht mehr.

Noch sehe ich das entsetzte Gesicht der Frau Hahn, wie sie dazu kam, als eben ein dickes Büblein mit seinen nackten Beinchen fröhlich im saubern Zuber mit warmem Wasser patzte; die fast geleerte Seifenkiste stand daneben. „Wohin soll diese Wirtschaft führen!“ kam es endlich bebend über die jetzt einmal nicht lächelnden Lippen. „Nicht nur, daß die Kosten der Station nun weit über den Anschlag gehen, auch die Leute werden verdorben, statt erzogen. Diese Arbeit ist kein Segen für unsre Bevölkerung. Hier muß man die Augen aufthun lernen und nicht blind handeln. Freilich wenn man überall lieb Kind sein will!“ Ich frage nichts darnach, ob diese Sorte Leute mich lobt oder verachtet, erwiderte ich. „Und dabei wird mit einer Selbständigkeit verfahren, die wahrhaft frappirend ist,“ fiel Herr Hahn ein, der eben eingetreten war und den Vortrag seiner Frau gehört hatte. „Diese Schule ist durch meine Bemühung ins Leben gerufen, ich bin der Vorsitzende und bestimme das Einzelne, ich kann nicht dulden, daß die Dinge so fortgehen. Wie können Sie ohne mein Vorwissen lieberlichen Menschen noch Unterstützungen zuwenden; Unterstützungen auszuteilen ist Sache meiner Frau, die über die Bedürftigkeit der einzelnen Familien genau orientirt ist.“ Davon habe ich mich überzeugt, dachte ich bitter, zugleich aber brauste eine tiefe Empörung in meinem Herzen auf. „Sie haben, scheint mir, eine Besprechung im Schulzimmer, da gestatten Sie wohl, daß ich hinausgehe,“ sagte ich kalt und verließ das Zimmer.

Seit jener Stunde griff ein förmlicher Widerwille gegen die Familie Hahn in meinem Herzen Platz. Noch war mir nicht klar, wie sich das Verhältnis ferner gestalten sollte, aber klar war mir, daß ich nur im äußersten Notfalle das Hahn'sche Haus noch betreten könne; klar war mir außerdem geworden, daß Hahn's zur Gründung der Schule nicht die Liebe zur Armut getrieben hatte, sondern die Eitelkeit. Wenn doch Frau Hahn einmal mit mir hinausgekommen wäre, wohin die Mütter auch die Säuglinge schleppen mußten! Da liegen die Kleinen tagüber in Sonnenbrand und Staub, und die Mütter arbeiten mit geteiltem Herzen. Zuerst wenigstens. Dann werden sie gleichgiltig, und für ein paar Groschen Tagelohn geht ihnen das Edelste des Mutterherzens: selbstlose, fürsorgliche Liebe verloren. So wachsen die Kleinen auf, die treue, hütende Mutterhand meist entbehrend, und das Unkraut

des Herzens, durch den Schmutz der Straße gedüngt, schießt üppig empor und zeitigt die Früchte, die später die Spalten der Zeitungen füllen und mit Entsetzen wahrgenommen werden. War es ein Wunder, daß sie die Besitzenden haßten und in den bestehenden Ordnungen eine Ungerechtigkeit sahen, die sie zu stürzen ein Recht zu haben glaubten? Ja, es war leicht, vom hohen Stuhle herab zu richten! Mit Fußtritten wollte man die sittlichen Schäden ertöten. Unter diesen Fußtritten erwartete man dann eine Tugendsaat hervorsprossen zu sehen.

Unter den Bewohnern von B. gab es auch solche, denen die Stellung des Kommerzienrats imponierte, die, wenn er ihnen die Gnade seiner Beachtung erzeigte, wuchsen und schwellen und ihre Seele verkauft hätten, wenn er es verlangt hätte. Solche Leute, meist Emporkömmlinge aus Bauernstände, suchte der Kommerzienrat gern auf. Es war ihm erquickend, sich von ihnen anbeten zu lassen. Da manche dieser Familien wohlhabend waren und Wohlthätigkeit übten, geriet auch ich um der Armen willen in ihre Häuser. Man überhäufte mich mit Freundlichkeiten, bezeugte mir ein Vertrauen, das mich geradezu überraschte, denn man ließ mich bis in die geheimsten Ecken des Familienlebens blicken. Und ich war thöricht genug, im gelegentlichen Gespräche meines Mißverhältnisses zur Familie Hahn zu gedenken. Mir fiel nicht ein, daß man geschenktes Vertrauen mißbrauchen könne. Aber ich sollte bald eines Besseren belehrt werden.

Es dauerte nicht lange, so wußte der Kommerzienrat um meine Äußerungen. Und da sie vielleicht noch nicht eindrucksvoll genug gewesen waren, nahm man die Phantasie zu Hilfe, um ein recht grelles Bild daraus zu malen. Ich hatte ja, trotz aller mir erwiesenen Freundlichkeiten, nie das Gefühl des Fremdseins in B. überwinden können. Ich fand lange die Erklärung nicht dafür; aber endlich fand ich sie. Es war in den ablichen wie in den bürgerlichen Häusern eine angenehme Abwechslung gewesen, einmal seinem Herzen Luft machen zu können über die Mißverhältnisse in B., die durch das Hahnsche Paar hervorgerufen wurden. Nun, da man es herunter hatte, erwachte die Liebe zu den guten alten Verhältnissen wieder. Man schloß sich nach kurzer Spannung, die durch die Parteinahme für die unter dem Druck lebende Kleinkinderlehrerin entstanden war, um so inniger an einander an. Daß man durch die eignen Mitteilungen das Herz der Fremden noch mehr belastet, ihre Abneigung gegen Kommerzienrats genährt hatte, daran dachte man nicht. Man sah nur, daß das Verhältnis der Kleinkinderlehrerin zum Hahnschen Hause nicht in Ordnung war, daß sie ihn, der die Schule gegründet hatte, mied und — man warf Steine auf sie. Nicht alle! Das muß ich rühmend hervorheben.

Der Kommerzienrat, der mein Fernbleiben sehr übel bemerkte, sammelte nun planmäßig Material, um eine Anklage gegen mich daraus zu schmieden. Mein Fernbleiben, mein selbständiges Vorgehen sah er als eine Schädigung seiner Autorität an, ich setzte ihn, der so großes Verdienst um die gute Sache hätte, zurück. Die ihm treulos ausgeplauderten Unterredungen bildeten die Grundlage seiner Anklage. Hahns hatten aber auch die genauesten Erkundigungen eingezogen, in welcher Weise ich meine Tage verlebte. Dabei hatten sie Hilfe gefunden, auch da, wo man sich erst in mein Vertrauen gedrängt hatte. Als Hahn genug Material gesammelt zu haben glaubte, beraumte er eine Konferenz im Komitee an, um mich unschädlich zu machen. Er verschloß sein ganzes Pulver, er trug jede Kleinigkeit vor und färbte die Vorfälle derart, daß es jedem in die Augen springen mußte, wie unrecht ich gehandelt hatte.

Leider glaubte ihm ein Teil der Herren des Komitees nicht, sondern schob ziemlich unumwunden die Ursachen des Konflikts auf seine Seite. Dadurch wurde

er in seinen eignen Augen zum Märtyrer. Für mich waren diese Vorgänge entscheidend. Mir lag nicht daran, den Sieg über Kommerzienrats zu erringen, denn nur durch Einmischung andrer wäre das möglich gewesen, und ich wollte solche Opfer nicht, mir lag nur an friedlichen Erfolgen. Es gab nur einen Ausweg: zurückzutreten. Mit dem Gefühl innerer Demütigung, daß es mir nicht gelungen war, würdig das Feld zu behaupten, schrieb ich der Seminarvorsteherin von meinem Wunsche, hier abgelöst und auf ein andres Arbeitsfeld versetzt zu werden. Wenn eine Lehrerin hier arbeitete, die nicht mit sich selbst in Konflikt kam, wenn sie Hahn's Anordnungen befolgte, war die Schule doch vielleicht zu halten.

Die „Mutter“ glaubte mir das und erfüllte meine Bitte. Nach einer halbjährigen Thätigkeit trug mich der Dampfwagen wieder heim.

Wie dem Vogel, der in der Irre lange vergebens nach seinem Neste gesucht, endlich aber seine Spur gefunden hat, so war mir zu Mute, als ich mich von B. entfernte. Den Männern aber, die eine Lanze für mich gebrochen haben, werde ich das bis zum letzten Atemzuge gedenken, denn ich weiß es, sie haben damit Großes gethan in den kleinlichen Verhältnissen in B.

Litteratur

Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmedy im Jahre 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst von Stockmar herausgegeben von Emil Daniels. Berlin, Wilhelm Herz, 1890

Der Freiherr Ernst von Stockmar, ein Sohn des bekannten und vielgenannten kurburgischen Hausdiplomaten Baron Christian von Stockmar, von 1858 bis 1864 Kabinettssekretär der Kronprinzessin Viktoria von Preußen, der spätern Kaiserin und Königin Friedrich, wurde durch ein Lähmungsleiden, das seine körperliche, aber nicht seine geistige Kraft brach, ans Zimmer gefesselt und an jeder amtlichen und öffentlichen Thätigkeit verhindert. In seiner Zurückgezogenheit plante er eine große und anschauliche Geschichte der französischen Staatsumwälzung seit 1789, an deren Ausführung ihn jedoch sein früher Tod im Jahre 1886 verhinderte. Als eine Probe seiner gründlichen Untersuchungen, wie seiner glänzenden und fast poetisch anschaulichen, dabei immer vollkommen treuen und wohlbelegten Darstellung tritt die Geschichte einer Episode, der verunglückten Flucht des unseligen französischen Königspaares im Sommer 1791 aus Stockmars Nachlaß hervor. Gewiß ist es mißlich, aus einer solchen Episode heraus die Befähigung des Verfassers für ein umfassendes Geschichtswerk beurteilen zu wollen. Aber wir müssen doch sagen, daß, wenn es dem Verfasser vergönnt gewesen wäre, auch nur einen größern Teil der Geschichte der französischen Revolution mit dieser Lebendigkeit, dieser Farbengebung, dieser Schärfe des Urteils und dieser vortrefflichen Ausnutzung aller Quellen und Hilfsmittel darzustellen, er ohne Frage zu unsern besten Geschichtschreibern gerechnet werden müßte. Die Erzählung fesselt trotz ihrer Breite und Ausführlichkeit unwiderstehlich und gehört zu den wertvollsten kleinen historischen Schriften, die uns in neuerer Zeit zu Händen gekommen sind. Die erschütternde Überzeugung von der unglaublichen Unfähigkeit nahezu aller, die in dem damaligen Frankreich berufen waren den revolutionären Elementen zu widerstehen, drängt sich bei der Lesung des vortrefflichen kleinen Buches jedem Unbefangenen aufs neue auf. Sollte Stockmar noch einige in gleicher Weise ausgearbeitete Bruchstücke seiner Revolutionsgeschichte hinterlassen haben, so würde ihre Veröffentlichung sicherlich dankenswert sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig